

Einmal wieder morgens vor allen anderen aufwachen, sicher sein, dass Stille ist, noch vor den Vögeln mit dem eigenen Tag beginnen, die Dunkelheit willkommen heißen, lange bevor jemals die Sonne aufgeht wach sein, vielleicht geht sie ja auch gar nicht mehr auf.

Leise aufstehen, so unter der Bettdecke hervorkommen, dass die Wärme erhalten bleibt, für den Fall, dass ich mich um entscheide und zum Schlaf zurückkehre, zum Liegen im Warmen, das Bett soll nicht kalt werden. So oder so, ich kann machen, was ich will. Jetzt wachsein.

Einen alten Pullover überziehen und Socken noch von der Nacht an den Füßen wieder ausrichten, in die Schuhe treten, in die Küche gehen. Aufs Klo zwischendurch und während das Wasser sich im Kessel zu erhitzen beginnt die Balkontür aufmachen, kalte Luft hereinlassen, nach draußen treten. Knacken und milder Wind, jetzt im Winter aufmunternd. Es gibt immer wieder wärmere Tage zwischen den kalten. Stockdunkel ist die Welt, erstarrt in der Ruhe, die ist.

In die Küche zurückgehen, kein Löffel fällt klirrend aus der Hand, kein Lärm entsteht. Der Tee ist schnell gemacht und die Kerze ist das erste Licht des Tages.

Nun was tun?

Die anderen schlafen noch.

Der Briefkasten klappt, die Zeitung ist gebracht.

Nein, keine Botschaften aus der Welt um diese Zeit, nicht jetzt schon der Tagwerk beginnen.

Keine Reize in die Ruhe lassen .

Ich stehe am Fenster und bin dort vom Haus aus am nächsten am Garten. Nur das Glas trenn von hochgewachsenen Gestrüppen.

Ein Vogel erschrickt sich im Schlaf, angstvolle, wütende, zeternde Töne hallen durch die schwarze Luft.

Die Tasse ist leer.

Die anderen schlafen noch, es ist viel zu früh.

Ich werde spazieren gehen.

Ich ziehe mich an.

Die Wanderschuhe stehen noch mitten im Keller.

Ich ziehe alles an, Hose, Weste, Jacke, Schal. Beim Laufen wird mir zu warm werden.

Ich öffne und schließe die Haustür.

Noch ist niemand wach.

Ich gehe zur Straße, dann nach rechts, dort ist der Wald näher.

Schon bin ich dort und drin.

Die dicke Wurzel wächst quer über den Weg. Sie ist nicht totzukriegen, auch nicht von vielen Füßen. Ich grüße sie und trete hinter ihr auf den Boden. Weiter gehe ich geradeaus.

Kein wirklicher Weg ist mehr vorhanden, jeder geht irgendwo, läuft beliebig, wo er will..

Kein Unterholz, kein Gebüsch nur hohe Buchen gibt es. Nicht besonders dicht gewachsen.

Bei Helligkeit kann man hinter dem Wald die Felder und Hügel sehen. Es ist ein kümmerlicher Wald, geschrunden von Spaziergängern, die neben den einstigen Weg treten.

So wächst nichts nach.

Es geht bergab. Ich bin den Wald schon leid. Hier ist kein Abenteuer zu erwarten. Die glatten Stämme langweilen mich.

Man kann sich nicht unterhalten mit diesen großen Buchen, sie sind entrückt, sie wollen keinen Kontakt. Abwesend sind sie und zeigen nur glatte Fläche, hellgraue Stämme, Elefantenbeine. Auch tagsüber Mondlicht beschienen.

Zudem wurden aus dem lichten Wäldchen noch Bäume abgeholzt, mittendrin entdecke ich neue Lücken. Kahlschlag.

Weiter unten liegen Bäume herum, gesägt, kreuz und quer verstreut, die langen Stämme. Dort gibt es auch Dickicht. Wo früher ein Weg herführte ist alles zugewachsen und von gefallenen Bäumen versperrt. Nicht zu überklettern. Nur Treckerspuren haben sich in der Erde erhalten, tiefe Furchen. Liegende Buchen, Wildwuchs, Dornen, Unfall.

Ich bin hügelunten angekommen, meide den Weg nach rechts zu den Tannen. Wie bisher nur Buchen so sind dort nur Tannen. Dicht an dicht gepflanzt, nicht ausgedünnt. Ich bin nie gern in diesen Tannenwald gegangen. Kein Licht kommt von oben durch, auch im Sommer bleibt es dunkel. Nadellose Äste, braun im unteren lichtlosen Bereich, Spinnweben versperren den Weggang vom Weg. Im Nadelwald muss man auf dem Weg bleiben. Kein Entkommen seitwärts. Kein Fluchtweg. Vor oder zurück. Ja oder nein.

Der dunkelgrüne Wald zieht sich parallel zu dem hellgrünen Wald, er bedroht, er bedrückt, er steht.

Hinter dem Tannenwald Wiesen mit Begrenzungshecken und knorrigen Apfel- und Pflaumenbäumen. Privatland ist das.

Am Nadelwald wohnen alte Menschen, karg, stumm, lumpig angezogen, schlecht gewaschen aussehend, nicht Bauern, Frauen, Selbstversorger. Nicht von der Welt rundherum. Sprechen nicht die Sprache der anderen, sprechen Platt? Sprechen gar nicht. Mit wem denn, mit der Katze?

Abgeschieden hinter den Hügeln, sie leben ihr Leben am Wald.

Gehen sie über den Hügel ins Dorf? Zum Einkaufen ist es weit zu Fuß und zurück sind die Taschen schwer. Was braucht der Mensch?

Ich gehe nicht in den Tannenwald, ich gehe geradeaus. Gleich kommt geteerte Straße.

Der Weg ist langweilig. Ich fühle mich fehl am Platz.

Es ist niemand unterwegs. Ich begrüße die einzige Eiche und kehre um.

Alle werden noch schlafen. Sie schlafen über die Morgendämmerung hinaus weit in den Tag hinein und beginnen am späten Vormittag mit dem, was das Tagwerk werden soll.

Ich gehe strammen Schrittes den Hügel bergan. Ich erreiche das Haus. Es dämmt.

Ich komme am Haus an und schließe die Tür auf. Eine Katze huscht heraus. Gleich wird sie wieder herein wollen. Das Haus riecht nach verschlafener Luft. Die Fensterbänke stehen voll, man kann nicht lüften ohne vorher Platz zu schaffen. Ich lasse es sein. Ich gehe in die Küche und beginne den Tisch zu decken.

Es wird noch dauern, bis jemand aufsteht.

Es wird noch viel länger dauern, bis der Tisch wieder abgedeckt werden wird.

Ich hasse es zu warten.

Das Haus ist ganz ruhig.

Ich überfliege die Schlagzeilen der Zeitung. Es interessiert mich nicht, was darin steht.

Es ist die Regionalzeitung. Ich lege die Zeitung zur Seite.

Es ist nicht hell aber früher Tag geworden.

Der Hund der Nachbarn wird in den Garten gelassen.

Der Schornstein gegenüber raucht.

Ich trinke die letzte Tasse Tee aus der Kanne.

Nichts rührt sich. Niemand ist wach.

Ich bin vor allen anderen aufgewacht.

Es war still und dunkel.

Ich hatte Zeit.

Das hatte ich mir gewünscht.

Ich packe meine Sachen, gehe hinaus zum Auto und werfe sie hinein.

Ich steige ein und fahre ab.

Niemand weiß warum.

Ich weiß auch nicht, wohin.